



Vermeintliche Sünden:
Wenn Kirchen Sexualität
verteufeln, müssen sie
Missbrauch verdrängen

Seite 44

33

Sind wir etwa am Rande eines Bürgerkriegs?

Wieder wird darüber diskutiert, ob die radikale Ächtung der Rechten hilft, diese zum Verschwinden zu bringen. Doch das wäre die falsche Strategie **VON PER LEO**

Die Begegnung dauerte kaum eine Minute, doch im Grunde birgt sie die ganze Geschichte. Während die Gäste sich an der Garderobe tummeln, Wiedersehenswünsche in die Runde werfen und an die kalte Nachtluft drängen, steht er immer noch da, so wie er an diesem Abend oft dagestanden hat: mit dem Rücken zur Wand, gegen den einen Teil der Gesellschaft abgeschirmt, den anderen fest im Blick. Nun lehnt er an der Weintheke und fixiert den Ausgang. Ich bitte meine Freunde, draußen auf mich zu warten. Dann gehe ich, weil ich ihn erkannt habe, zu ihm hin und stelle mich vor.

»Ach, Sie sind das«, sagt er und gibt mir die Hand. »Na, dann steht jetzt wohl der Feind vor Ihnen.«

»Warum das denn? Sie mögen ein Gegner sein, aber ich betrachte Sie nicht als Feind. Solange noch kein Bürgerkrieg herrscht, sollte man in der Republik überhaupt nicht von Feindschaft sprechen.«

»Aber diesen Krieg haben wir doch schon.«

»Schauen Sie sich um. Würden wir uns dann unter solchen Umständen treffen? In einem Salon? Ich bitte Sie.«

»Wir schießen nicht aufeinander. Aber was Leute wie Sie nicht wahrhaben wollen, das ist der molekulare Bürgerkrieg, der in unserem Land längst herrscht.«

Bevor wir uns verabschieden, gibt er mir seine Visitenkarte. Nationalfarben, roter Pfeil auf blauem Grund. Ihr Kandidat für einen Berliner Bezirk. Trau Dich, Deutschland!

Kann man einen Krieg übersehen? Ist dafür die Trennung vom Frieden nicht viel zu scharf? Wer den Krieg nur als bewaffneten Kampf begreift, wird das als rhetorische Fragen abtun. Aber Kriege, insbesondere Bürgerkriege, haben ja niemals nur einen Anfang und ein Ende, sie haben immer auch eine Vorgeschichte. Gerade im Inneren schwelen sie oft lange, bevor sie sich entzünden. Der Erste Weltkrieg traf die Zeitgenossen wie der sprichwörtliche Blitz aus heiterem Himmel, mitten in den Sommerferien. Bürgerkriege dagegen wachsen von unten, im Verborgenen. Sie sind wie eine Glut, deren Hitze sich allmählich steigert, bis plötzlich die ersten Flammen züngeln, und wenn sie Nahrung bekommen, dann kann aus Zungen ein Feuer, aus Feuern ein Brand und aus Bränden die Hölle werden. Bürgerkriege, schreibt Hans Magnus Enzensberger in dem Essay, dem die Metapher des molekularen Krieges entstammt, sind ansteckend.

Wie viele Texte aus den frühen 1990er-Jahren lohnt auch dieser Essay – veröffentlicht unter dem Titel *Aussichten auf den Bürgerkrieg* – heute die Wiederlektüre. Denn die Züge der Welt, in der wir leben, sind damals entstanden. Und wie so oft beschreibt auch Enzensberger die Phänomene genauer, erkennt er die Probleme klarer und stellt die Fragen schärfer, einfach weil sie neu sind. Wer glaubt, ohne die Flüchtlinge ginge es uns besser oder ohne den Rechtspopulismus wären wir endlich wieder eine normale Demokratie, der verwechselt Anlässe mit Gründen und Symptome mit Ursachen. Die Vorgeschichte, in

der wir uns immer noch befinden, beginnt nicht mit der Gründung der AfD im Februar 2013, nicht mit Pegida im November 2014 und auch nicht mit der verweigerten Grenzschießung im September 2015. Sie beginnt mit den erzwungenen Grenzöffnungen im Sommer und Herbst 1989, dem Zerfall der kommunistischen Staaten Mittel- und Osteuropas. Hell-sichtig schaut Enzensberger 1993 durch all die triumphalen Phrasen vom »Ende der Geschichte«, von »blühenden Landschaften« und »neuer Weltordnung« hindurch auf eine Welt, in der die Unordnung wuchert. Der Brennpunkt seiner Beobachtungen und zugleich der Gegenbegriff, von dem die Rede vom Bürgerkrieg ihren Sinn bezieht, ist zunächst nicht der verlorene Frieden. Es ist der Staat.

Wie viele kluge Linke hat auch Enzensberger erst durch die postkolonialen Kriege in der ehemaligen Sowjetunion, die Massenflucht aus Jugoslawien und die Zunahme fremdenfeindlicher Gewalt hierzulande eine Einsicht gewonnen, die für das konservative und altliberale Denken immer schon zentral war. Der Staat, so lautet diese Einsicht, ist nicht nur ein Agent von Herrschaft und Enteignung. Er ist aber auch nicht nur Mittel zum Zweck, keine Maschine, die man bloß richtig handhaben muss, um die Fehler und Ungerechtigkeiten der Gesellschaft durch Umverteilung und Erziehung zu korrigieren. Er ist – wie es das lateinische Quellwort *status* besagt – vor allem und zuerst ein Zustand, der allein darin sein Gutes hat, dass er einen schlechten Zustand beendet. Diesen, den schlechten Zustand nannten die Griechen *stasis*, was wörtlich Stillstand und im politischen Sinn Spaltung bedeutet, Hobbes nannte ihn Krieg aller gegen alle oder Naturzustand, und wir nennen ihn: Bürgerkrieg. Im Staatszustand dagegen, gleich welcher Art, haben sich Krieger in Bürger, Feinde in Konkurrenten und Fanatiker in Dulder verwandelt. Wenn er auch himmelweit vom Paradies entfernt sein mag, so vollbringt der Staat immerhin dieses Wunder. Doch Verwandlungen, das wissen wir aus alten Geschichten und aus Träumen, haben immer zwei Richtungen. Was verwandelt wurde, lässt sich zurückverwandeln. Da der Staat nicht das Gute verwirklicht, sondern nur das Schlimmste verhindert, ist der Bürgerkrieg immer zugleich Geschichte und Möglichkeit. Er ist das Feuer, aus dem der Staat gemacht ist. Aus Bürgern können wieder Feinde werden.

Wie verabredet, erwarten mich draußen meine drei Freunde, der mit den Locken, der mit dem Lachen und der mit dem Hut. Es ist schnell beschlossen, noch etwas trinken zu gehen, denn im Salon hat es Streit gegeben, heftigen Streit. Der mit den Locken hat den mit dem Lachen zur Rede gestellt, in einer Schärfe, die ich von ihm nicht

kannte, und der von ihr Betroffene offenbar auch nicht. Wie fast immer, wenn Freunde in der Öffentlichkeit heftig streiten, ist es dabei nicht nur um zwei Meinungen gegangen, sondern um die Frage, was eigentlich auf dem Spiel steht. Und wieder mal ist der Ausgangspunkt die große Zwistmaschine Facebook gewesen.

Bevor ein Staat auf der Kippe steht, muss durch seine Gesellschaft ein Riss gegangen sein. Es ist gar nicht nötig, dass er die Bürger in zwei gleich große Lager teilt; um die Zustände ins Wanken zu bringen, genügt eine entschlossene Minderheit. Immer aber gehen der Schweben zwischen Staatszustand und Bürgerkrieg Worte voraus, mit denen die eine Partei die Welt radikal anders beschreibt als alle anderen. Dass eine alternative Weltanschauung entfaltet, kann an der Stärke neuer Ideen liegen, wie im Fall der Reformation oder der Revolution von 1789, die beide Europa für lange Zeit zwischen *status* und *stasis* schwanken ließen. Es kann aber auch der Schwäche des Alten geschuldet sein, wie nach dem Ersten Weltkrieg, als die Konflikte zwischen Klassen, Völkern und Religionen das Vakuum füllten, das der Zerfall der europäischen Großreiche hinterlassen hatte.

Und heute? Während es an neuen Ideen mangelt, ist Europa offensichtlich überfordert von Mentalitäten und Ordnungsproblemen, die unter dem Packeis des Kalten Krieges nur geruht haben und nun unverhofft wieder zutage getreten sind. Fundamentale Fragen, wie das Verhältnis von innen und außen, von Nation und EU, von Wohlfahrt und Zugehörigkeit, sind nicht nur unbeantwortet; sie werden – historisch bedingt – im Osten des Kontinents auch ganz anders gestellt als im Westen. So verläuft mitten durch Europa eine geistige Grenze, von der wir, da sie auch mitten durch Deutschland geht, gleich doppelt betroffen sind.

Komplizierte Lagen zeigen sich im Alltag oft mit der trügerischen Klarheit des Symbols. Weil in ihr das ungeklärte Verhältnis von innen und außen zum Ausdruck kommt, erscheint uns vor allem die Zuwanderung aus Regionen, die in Europa jahrhundertlang als Inbegriff des »Fremden« galten, als ein solches Symbol. Das Phänomen ist so uneindeutig, dass es einem Kippbild gleicht, bei dem der Betrachter in unkontrolliertem Wechsel mal das eine und mal etwas ganz anderes sieht. Enzensberger schildert das am Fall eines S-Bahn-Passagiers, der an sich selbst einen abrupten Stimmungswechsel wahrnimmt. Gerade noch, als eine Gruppe junger Migranten eingestiegen ist und den

Wagen mit ihrem Drohgebärde terrorisiert hat, fühlte er sich mit den anderen Fahrgästen in stummer Wut verbunden, doch plötzlich entsetzen sie ihn, weil ihre Wut zu sprechen beginnt und dabei Worte von Abknallen und Aufhängen fallen. »Nun«, zitiert Enzensberger seinen Zeugen, »sind es nicht mehr die Fremden, vor denen ich Angst habe, sondern meine Landsleute.«

Ich kenne dieses Schwanken von mir selbst, nur andersherum. Und mit anderem Ausgang. Ist es nötig zu sagen, dass mir Wut auf Fremde eigentlich fremd ist? Jedenfalls überraschte es mich, als ich im Herbst 2016 wünschte, in meinem Hallenbad möge endlich wieder alles beim Alten sein. Das Neue, das waren junge Männer, die in allen möglichen Sprachen alles Mögliche riefen, schrien und kreischten, nur nicht auf Deutsch. Ob sie sich einfach nicht zu benehmen wussten, als sie vom Beckenrand sprangen, auf den Schwimmbahnen planschten und anderen Gästen, insbesondere Frauen, deutlich näher kamen, als es sich gehört, oder ob sie die Störung bewusst, vielleicht sogar schadenfroh in Kauf nahmen, macht keinen Unterschied. Genauso wenig, ob sie es taten, weil sie in islamisch geprägten Gesellschaften aufgewachsen waren, weil sie das andere Geschlecht noch nie so unbekleidet gesehen hatten, oder weil sie nach schlimmen Entbehrungen einfach nur wieder das Leben genossen. Es änderte nichts daran, dass sie die wunderbare Ruhe, in der sich der Körper ertüchtigen und der Geist erholen kann, rücksichtslos störten. Normalerweise kann man im Hallenbad das Wasser schwappen hören und dabei ins Nachdenken kommen. Nun aber hörte ich nur noch laute Worte, die ich nicht verstand, und beim Schwimmen dachte ich an meine Wut.

Dass die Stimmung sich wieder zum Guten neigte, hatten wir Herrn Al-Saadi zu verdanken. Seinem Beruf gemäß war er beauftragt worden, für die Sicherheit der Badenden zu sorgen. Tatsächlich tat er aber viel mehr. Herr Al-Saadi beruhigte das Bad. Wenn er nicht plaudernd bei den Bademeistern saß, war er unermüdlich im Einsatz. Er redete, er gestikuliert, er lachte, er feixte, er schimpfte mit den jungen Männern. Er nahm sie in den Arm, er drohte ihnen mit dem Zeigefinger. Wie er mir später erzählte, hatte er die Baderegeln, die bisher nur auf Türkisch und Arabisch vorlagen, abends mithilfe des Internets in Hindi, Farsi, Paschtu und vier weitere Sprachen übersetzt. Viele der jungen Männer, die Al-Saadi bald »Onkel« nannten, sind geblieben. Doch allmählich kehrte das Schwappen zurück. Und mit ihm die Nachdenklichkeit.

Standen wir 2015 und 2016 nicht alle vor einem Kippbild, bei dem sich immer wieder Recht in Politik, Moral in Selbstgerechtigkeit, Bedürftigkeit in Frechheit und Deutschland in einen Teil der Welt verwandelte? Und stehen wir im Grunde nicht immer noch davor? Jedenfalls entzündete sich auch der Streit meiner Freunde an der Sache mit der Grenze, zwei Jahre nachdem der Türkei-Deal sie de facto geschlossen hatte. Der mit dem Lachen ist zum scharfen Kritiker von Merks Flüchtlingspolitik geworden, der mit den Locken hat sich in der

Fortsetzung auf S. 34

Wer über die Theater entscheidet

Warum es in Berlin und Köln so lange dauert, Intendanten zu finden

Kürzlich wurde der Berliner Kultursenator am Rand einer Premiere gefragt, wann er bekannt geben werde, wer künftig die Volksbühne leiten solle. Klaus Lederer reagierte, knapp am *no comment* vorbeischarmend, dünnhäutig, ja indigniert: Das werde man in Ruhe entscheiden; man habe Zeit. In derselben Mensentraube stand ein Mann, der Lederer zuhörte – und sanft widersprach. Es war Klaus Dörr, der die Volksbühne seit Chris Dercons Entlassung kommissarisch leitet. Dörr sagte, die Sache müsse endlich geregelt werden; zur Darstellung der Dringlichkeit verwendete er das Bild einer Sanduhr, deren Sandvorrat bis auf drei letzte Körnchen durch den Trichter gerielet sei.

Hat Lederer eine Lösung für die Volksbühne? Oder steckt er noch in zähen Verhandlungen? In Berlin wird gemunkelt, er fürchte sich vor dem Moment, da er den Namen des neuen Intendanten verkünden muss. Schließlich gehe es um die heißeste aller Theaterpersonalien: die Castorf- und Dercon-Nachfolge. Da könne man nur falsch entscheiden. Wer nach Köln blickt, ahnt, dass Lederer zu Recht zögert. Denn dort haben sie sie schon, die Intendantenkatastrophe. Gerade wurde ein neuer Intendant vorgestellt, Carl Philip von Maldeghem, der das Kölner Schauspiel von 2021 an leiten sollte. Nun, eine Woche später, ist er schon wieder weg. Seine Wahl stieß auf Widerstand. Vom obersten Kölner Kopf, Navid Kermani, wurde dem Neuen vorgeworfen, dass er aus der Provinz stamme und in der Welt, also in Köln, nie auf sich aufmerksam gemacht habe. Woraufhin von Maldeghem beschloss, zu bleiben, wo er ist: in Salzburg.

Man ahnt, dass der Kampf um die Macht an den Theatern dauerhaft so erregend sein wird wie das, was auf ihren Bühnen stattfindet. In Köln wurde über die Intendanz – wie oft – im Stillen und Dunkeln entschieden: zwischen der Oberbürgermeisterin und der Kulturdezernentin, die einer Empfehlung des ehemaligen Geschäftsführers des Bühnenervereins folgten. Sind solche einsamen Zirkel legitim? Sollte nicht eher eine Jury entscheiden? Aber wer entscheidet über die Zusammensetzung der Jury? Man wird Vorjürys brauchen, über deren Mitglieder dann wiederum – ach, lassen wir das. Es ist im Grunde unmöglich, für die nach flachen Hierarchien rufenden, in einer Spätphase des Feudalismus hängen gebliebenen Theater »Führung« zu finden – ohne schon die Findung wie einen üblen Akt der Machtausübung wirken zu lassen. Alle Beteiligten sind verwirrt. Aber man kann ziemlich sicher sein, dass Brecht recht hat: So, wie es ist, bleibt es nicht. **PETER KÜMMLER**

Milde Welle

Wie vermeintliche Oma-Attribute die Modewelt erobern

Sie ist wieder da: die Dauerwelle. Popkulturell zurückerobert auf Laufstegen, Hauptstadtköpfen und hinter Filtern auf Instagram. Ob logische Konsequenz einer Ausbeutung der Achtziger-Mode oder Akt feministischen Empowerments (in der Ausprägung, sich auch schräges Aussehen leisten zu können) – entzücken wird es jedenfalls Friseur*innen, die jetzt nicht mehr nur Frau Meier, sondern auch Luisa eine teure, lockenanregende Chemiepäckung in die Haare kleistern können.

»Chemische Umformung« nennt man den Prozess übrigens, und Umformung ist ja das Grundmotiv der Mode. Neben der Dauerwelle entdeckt diese gerade auch die angestaubte Farbe Beige. Beige umschmeichelt den Modelkörper, das Altherrenbein und den zeitgenössischen Körperideal erklärten Kim-Kardashian-Body gleichermaßen, es kennt kein Geschlecht, keine Form und keine Funktion. Es gibt einem schlicht das, was man von ihm will. Auch Popsänger Justin Bieber weiß das und stellte letzte Woche seine erste, ziemlich teure, natürlich beige-farbene Unisex-Modellkollektion vor (ausverkauft!). Frappante Ähnlichkeit hat die mit der Kollektion des US-Rappers Kanye West – er entwirft oversized Workwear-Mode in Creme, Sand, Kreide, Nude und Camel. Es beigt so beige. **NORA VOIT**



Wuschel auf Modelkopf: Die Dauerwelle ist zurück

Der Staat verwirklicht nicht das Gute, sondern verhindert das Schlimmste



»Man kann ihr nicht entkommen«

Die Berlinale beginnt! Sie kreist um den Begriff der Heimat – als Innenwelt, als Sehnsuchtsort, als Schreckgespenst VON KATJA NICODEMUS

Napoleon, Zidane und einige Filme von Jean-Luc Godard – das seien die Gründe gewesen, weshalb er Frankreich zu seiner neuen Heimat gemacht habe, sagt der israelische Regisseur Nadav Lapid. Vor 20 Jahren – er hatte gerade seinen Militärdienst absolviert und begann in Tel Aviv als Journalist zu arbeiten – habe ihm eine innere Stimme gesagt, dass er sein Land verlassen müsse. Und zwar nicht, um sich eine Auszeit zu nehmen, ein paar Monate in Paris zu leben. Lapid wollte seine israelische Identität hinter sich lassen. Er wollte sie vernichten, tilgen, sie restlos durch seine Neuerfindung als Franzose ersetzen. Im Skype-Gespräch zwischen Berlin und Tel Aviv sagt er es noch brutaler: »Israel ist kein Land, das Schreckliches tut, aber seine Existenz bedeutet für viele Menschen permanenten Schrecken. Meine israelische Identität war wie ein Tumor, der herausgeschnitten werden musste.«

Lapids Film *Synonymes*, der im Wettbewerb der Berlinale läuft, ist die Nachzeichnung dieses Selbstversuchs. Nicht einmal zum Französischlernen will Yoav, das Alter Ego des Regisseurs, die hebräische Muttersprache noch verwenden. Synonyme murmelnd, streift er durch Paris und meidet den Blick auf alle Attraktionen. »Er will die Stadt nicht bewundern, er will sie durchdringen, erfassen, zum Teil seiner selbst machen«, sagt Lapid.

Auf obsessive Weise umkreist der Film ein großes Thema dieser Berlinale: Heimat. Quer durch die Sektionen untersuchen die Regisseure und Regisseurinnen den Begriff als Projektion, als Innenwelt, als Schreckgespenst – oder als unser aller Sehnsuchtsort. »Wo gehen wir denn hin? Immer nach Hause«, lautet ein berühmtes Zitat von Novalis, »Heimat ist dort, wo die Rechnungen ankommen« ein weniger bekanntes von Heiner Müller. Den Raum dazwischen loten die Bilder und Geschichten aus. Sie führen den aufgeladenen, wahrhaft in Grund und Boden debattierten Begriff ins Absurde – und darüber hinaus in die Wirklichkeit und Gegenwart zurück.

Nadav Lapids Flucht in ein französisches Phantasma mag wenig mit dem Schicksal eines syrischen oder kongoleischen Geflüchteten zu tun haben. Und dann eben doch – wenn er über die Gründe spricht, die ihn an Frankreich scheitern ließen: »Um von einer Heimat zur anderen zu wechseln, muss die neue Gesellschaft dich so akzeptieren, wie du bist. Und das ist nicht sehr französisch. Vielleicht auch nicht sehr europäisch.« Die Rechnungen des Regisseurs jedenfalls kommen schon seit vielen Jahren wieder in Tel Aviv an.



Foto: Guy Ferrandis/SBS Films; Illustration: Marie Corte für DIE ZEIT

Kann man eine israelische Identität durch eine französische ersetzen? Tom Mercier und Louise Chevillotte in »Synonymes«

In dem Dokumentarfilm *Fortschritt im Tal der Ahnungslosen* wiederum dauert es ein Weilchen, bis man begreift, dass seine scheinbar absurden Szenen und Nachszenierungen von zwei sehr konkreten Formen des Heimatverlusts erzählen. Schon die erste Einstellung gibt den Ton an: Drei syrische Asylbewerber flitzen mit einem Trabi durch eine ostdeutsche Landschaft. Dazu erklingt die Rundfunksendung *Landpartie – Heimatkunde mit Musik*, »heute aus Neustadt in Sachsen«. Florian Kunerts Film handelt von jener ost-sächsischen Gegend der DDR, in der keine westdeutschen Fernseh- und Radioprogramme zu empfangen waren, dem sogenannten Tal der Ahnungslosen. In einem vor Plattenbauten geparkten Auto übt ein älterer Mann mit seiner Frau arabische Vokabeln. In den ausgeweiteten Räumen des ehemaligen Landmaschinenkombinats Fortschritt bringen Rentner und Rentnerinnen den Syrern Deutsch bei. Gemeinsam besucht man ein Museum zur DDR-Geschichte. Fein aufgereiht zum Chor, singen die Ostdeutschen auf

einer sommerlichen Wiese FDJ-Lieder. Die Szenen haben etwas Entwaffnendes. Sie entfalten ein kulturelles, quasi ethnologisches Dispositiv, auf das Asylbewerber wiederum mit eigenen Nachstellungen ihrer Vergangenheit antworten.

Vollkommen verrückt wird der Film, wenn er eigentlich ganz vernünftig ist, das heißt mit historischem Material arbeitet: Eine Nachrichtensendung des DDR-Fernsehens zeigt glückliche syrische Vertragsarbeiter bei der Arbeit mit Landmaschinen. Auf einem Staatsbankett lobt Erich Honecker die Freundschaft zwischen den Völkern der DDR und der Syrischen Arabischen Republik. Neben ihm sitzt – Hafis al-Assad, der Vater des gegenwärtigen syrischen Diktators. Er sieht ein bisschen bedröppelt aus, wie ein Gast, den es auf die Party des falschen Vereins verschlagen hat. Nur einmal, kurz, sieht man eine Pegida-Demonstration, auf der die Menge »Schafft sie raus« skandiert.

Aus all diesen Bildern schießen keine Erkenntnisblitze. Vielmehr befragen sie eine aufgeladene Ge-

genwart mit dem Blick auf historische Linien. Man kann solche Linien auch unter Strom setzen, zum Durchglühen bringen. Bis hin zum Durchknallen eines ganzen Films.

Es muss diese Überspannungenergie sein, die die amerikanische Performancetruppe Nature Theatre of Oklahama zu Elfriede Jelineks *Kinder der Toten* gezogen hat. Szenen des Romans wurden mit Laien an den Originalschauplätzen in der Steiermark gedreht, als Stummfilm im 16-Millimeter-Format. Das Ergebnis ist ein Heimatfilm als Horrorspektakel. Kirche, Pension, Dorf, Wald – im leicht diffusen Licht des Filmmaterials erkennt man die Schauplätze von Jelineks Buch, in dem die Bewohner einer österreichischen Feriengegend Zombies sind, getrieben von einer nicht näher beschriebenen Vergangenheit. Der Film gipfelt in einem irren Bild: In einem unterirdischen Kino schauen die Dorfbewohner Dias von früher an. Familienfeste, Porträts, Urlaubsszenen vor Alpenpanoramen. Plötzlich reißt die Leinwand auf, und die Gezeigten

entsteigen ihren eigenen Bildern als Zombiaparade. Die Sequenz wirkt wie eine bildliche Umsetzung von Jelineks Sprache, die selbst ein Totentanz ist, rund um das schwarze Loch, das im Roman nur »ein Ort in Polen« heißt. *Kinder der Toten* zeigt ein Gespensterland, das sich jedem Heimischwerden entzieht.

Auf der Berlinale läuft auch ein Film, der einen Weg weist zu dem, was deutsche Heimat sein könnte. Er handelt von einem Land, das er im Laufe von dreieinhalb Stunden erst entstehen lässt. *Heimat ist ein Raum aus Zeit* heißt der monumentale und dabei doch so filigrane Film, in dem Thomas Heise die deutsche Geschichte der letzten hundert Jahre fast ausschließlich mit Briefen, Tagebuchaufzeichnungen, Schulaufsätzen seiner Familie erzählt. All diese Texte liest Heise mit ruhiger Stimme selbst vor. Ihr Bogen führt von seinen Großeltern väterlicherseits über zwei Weltkriege bis in den Alltag der DDR und in die Gegenwart. »Es ist schon komisch, diese großen Daten, Kriegsbeginn, Kriegsende, Mauerbau, Mauerfall, werden gar nicht markiert, aber sie sind trotzdem da«, sagt Thomas Heise in seiner vor Büchern schier berstenden Berliner Wohnung in der Schönhauser Allee.

Bewusst hat er darauf verzichtet, das Material zu dramatisieren. Das Drama erzählt sich von allein. Eine Sequenz besteht aus Briefen der Wiener Verwandten vor der Deportation. Dann die Erfahrung von Krieg und Wiederaufbau, die Liebe und ihr Scheitern, Studium, Alltag, Eltern, die ewige Rebellion der Kinder. »Heimat sind diese ganzen Geschichten und Geschehnisse«, sagt er, »und die bleiben ja im Kopf. Die wird man nicht los. Und darin wohnt man.« Heises jüdische Urgroßmutter Edith und sein Großvater Wilhelm stehen am Anfang dieser Chronik. Mit ihren Briefen beginnt ein Fluss der Worte in der Zeit. Es sind ihre textgewordenen Gedanken und die Erfahrungen ihrer Nachkommen, die Heises frei assoziative Bilder – Landschaften, die Wiener Straßenbahn, verfallene NVA-Kasernen, Rangierbahnhöfe – wie einen Resonanzraum erfüllen.

Er finde den Begriff Heimat schwierig, weil er oft ideologisch überformt sei, sagt Heise. »Was mir daran gefällt, ist seine Offenheit für Widersprüche und die Unmöglichkeit, ihn restlos aufzuklären. Wie dem auch immer sei, man kann ihr nicht entkommen.« Und man will es auch nicht, nachdem man Thomas Heises Film gesehen hat.

Und so geschieht es, dass man einen Film wie eine fatale, zarte, traurige, nachdenkliche deutsche Heimat bewohnen kann, der man gemeinsam mit dem Regisseur und seiner Familie ins Auge blickt.

www.zeit.de/audio

Sind wir etwa am Rande ... Fortsetzung von S. 33

Flüchtlingshilfe engagiert. Was dieser dem anderen im Salon vorwarf, war nun aber – auch wenn es ihn stört – nicht, dass er auf Facebook gegen Merkel die Migration agitiert. Er warf ihm vor, dass er, Lachen, dort seinen, Lockens, Einsatz für die Flüchtlinge als politische Zustimmung zu Merkel gedeutet hatte. Man könne sehr wohl Menschen in Nor helfen, rief er, ohne damit ein Urteil über die Umstände zu fällen, unter denen sie zu uns gekommen sind. Wer anderen eine Meinung unterschiebe, nur um die eigene Position als »Widerstand« zu adeln, der nehme schendens Auges die Spaltung in Kauf. Aber nein, rief der mit dem Lachen zurück, es ist die Kanzlerin, die unsere Gesellschaft spaltet. Sie hat uns gezwungen, uns zum Komplizen ihres Rechtsbruchs zu machen, und damit dem Land großen Schaden zugefügt. Doch wie mir scheint, fügte er hinzu, habe ich Sie gekränkt, und das täte mir leid. Mir würde es reichen, erwiderte, immer noch erregt, der mit den Locken, wenn Sie zukünftig mein soziales Engagement von meiner politischen Meinung trennen könnten.

Auf dem Weg zur Kneipe kommen wir durch die Bozener Straße, vorbei am ehemaligen Wohnhaus von Gottfried Benn. Der Freund mit dem Lachen verehrt ihn, was ich gut verstehen kann. Vier Jahre bevor er hier einzog, hatte Benn im April 1933 seinen Radiovortrag *Der neue Staat und die Intellektuellen* mit einem Appell an die deutsche Jugend beschlossen. »Halte dich«, rief Benn ihr zu, »nicht auf mit Widerlegung und Worten, habe Mangel an Versöhnung, schließe die Tore, baue den Staat! Ein Staat, der gebaut werden muss, existiert noch nicht. Doch der neue Staat kam nie. Als Benn merkte, dass die Nationalsozialisten mit dem alten Staat auch den Staatszustand zerstört hatten, da war es schon zu spät. So blieb nur die Unversöhnlichkeit. Sie wurde von einer Minderheit im Stillen vererbt, und heute regt sie sich, als wäre in der Zwischenzeit nichts passiert, lebendiger denn je.

Habe Mangel an Versöhnung – wie ein Wappenspruch zielt dieser Satz die Texte der Philosophin Caroline Sommerfeld, die mit dem Kulturwissenschaftler und Benn-Forscher Helmut Lethen verheiratet ist. Der Anstand geböte, vom Drama dieser Ehe zu schweigen, würde das Paar es nicht längst in aller Öffentlichkeit aufführen. Im Zuge der Flüchtlingskrise hat sich Sommerfeld, vermutlich nach langem Schwanken, der sogenannten Neuen Rechten angeschlossen. Sie geriet damit in Kreise, deren Wahr-

nehmung schon lange gekippt ist. Wo andere manchmal an der Unübersichtlichkeit des Lebens verzweifeln möchten, da hören diese Kreise immer nur die immer gleiche, ausgeleerte Melodie von der Bedrohung des Eigenen durch das Fremde. Sie klingt, als hätte die Platte einen Sprung. Dit Eijene, dit Fremde, dat Eijene, dat Fremde, dös Äigene, dös Fremde.

Mit ihrer Entscheidung für den »identitären Widerstand« brach Sommerfeld mit ihrem Umfeld, nicht aber mit ihrem Mann, und der brach nicht mit ihr. Als ich Lethen kürzlich traf, sprach er entsetzt von der Weltsicht seiner Frau und ratlos von seiner Beziehung zu ihr. Das Wunder der romantischen Liebe, das wissen wir aus Romanen, liegt in der Berührung zweier Welten. Dieses Wunder, das wissen wir aus dem Kino, kann Kräfte mobilisieren, die ausreichen, um es zu zweit mit dem Rest der Welt aufzunehmen. Aber wehe, wenn nur einer von beiden es mit ihm aufnimmt. Dann hat die Liebe einen hohen Preis, auch wenn die Welt ihn in mickriger Münze fordert. Freunde haben sich von dem Paar abgewandt. Die Kinder wurden wegen der Ideologie ihrer Mutter – unter großem Medienecho – der Waldorfschule verwiesen. Die Wohnung, in der die Familie Jahr für Jahr Urlaub machte, steht nicht mehr zur Verfügung. Ihm wurden Lehraufträge gekündigt, ihr riet man, sich professionelle Hilfe zu suchen.

Dass Helmut Lethen mir Grüße von seiner Frau bestellte und ich sie zurückgrüßen ließ, als lag an den merkwürdigen Umständen, unter denen ich Caroline Sommerfeld kennengelernt hatte. Wir waren uns auf der Frankfurter Buchmesse 2017 begegnet, unter den Augen der Welt, gegen die sie sich gestellt hat. Als Sommerfeld und ihr Co-Autor Martin Lichtmesz dort ihr Buch *Mit Linken leben* vorstellten, endete das im Tumult. Kurz nachdem Björn Höcke, die völkische Flügelspitze der AfD, und Martin Sellner, ein fescher Ex-Neonazi, geredet hatten, entzündeten sich sogenannte Antifaschisten und sogenannte Identitäre in einer atemberaubenden Saalschlacht farce so lange aneinander, bis am Ende beide Seiten im Hass vereint »Nazis raus!« brüllten. Einen Vorgeschmack dieser, mir fällt kein besseres Wort ein, gewaltigen Energie hatten wir bereits am Vortrag zu kosten bekommen.

Wenn man, wie ich das mit meinen Co-Autoren Maximilian Steinbeis und Daniel-Pascal Zorn getan habe, ein Buch unter dem Titel *Mit Rechten reden* veröffentlicht, dann muss man damit rechnen, dass Rechte zum Reden vorbeischauchen. Und so kam es, dass Sommerfeld und Lichtmesz in Begleitung ihrer

Verleger Götz Kubitschek und Ellen Kositzka beim alljährlichen Umtrunk am Stand unseres Verlags aufgetaucht waren. Das Verlegerpaar hat es mit dem Rest der Welt aufgenommen. Es geht ihnen darum, wie Kubitschek es jüngst ausdrückte, den Riss in der Gesellschaft zu vertiefen; daher verwundert es nicht, dass auch sie ständig das Wort vom molekularen oder »geistigen« Bürgerkrieg im Munde führen. Weil sie von der Spaltung leben, ist ihr Geschäftsmodell die Anstößigkeit: die Erzeugung von Hochspannung zwischen sich und dem Rest der Welt, die Provokation von Abwehrreaktionen. Sie reizen die Grenzen des Sagbaren aus; sie rühren an Tabus; sie kokettieren mit dem Faschismus, während sie vorgeben, Stauffenberg und die Weiße Rose zu verehren. Und es funktioniert, weil die Welt mitmacht. Wie sehr, das war mit allen

Das Geschäftsmodell der Rechten ist die frivole Anstößigkeit



Sinnen zu fassen gewesen, als das anstößige Quartett bei uns am Stand erschien – und alle anderen im wahrsten Sinne des Wortes abstieß. Wie ein Kraftfeld drückte der Tisch, an dem wir saßen, den Rest der Welt hinaus in die Gänge der Messehalle. Eine Freundin flüsterte mir, Angst im Blick, auf der Flucht zu, sie mache sich große Sorgen; ob ich wisse, was ich da tue. Wären die anderen nicht durch einen Quarantänegürtel von uns getrennt gewesen, hätten sie hören können, wie die Berufsprovokateure uns ihr Herz ausschütteten. Sie, die Anstößigen, beklagten sich darüber, welches Unrecht ihnen geschehe. Man verweigere ihnen die Normalität! Ebenso wie zuvor die allergische Reaktion der Provozierten war nun die Komik mit Händen zu greifen, die von kläglichen Provokateuren ausgeht. Würde man den Bürgerkriegsdarstellern in Ruhe zuhören, statt sie wie tollwütige Tiere aus der Ferne zu beglätzen, könnte man vielleicht auch begreifen, dass der Widerspruch von Unruhewillen und Ruhebedürfnis ein Hebelpunkt ist, an dem sich im Ringen mit ihnen ansetzen ließe.

Versöhnung ist nur ein Wort für das, was geschieht, wenn man nicht mehr streitet. Wir trinken Whisky und Bier, im Hintergrund läuft eine Wiederholung des Abendspiels. Der mit dem Lachen lacht über eine spöttische Bemerkung, die der mit den Locken über einen gemeinsamen Bekannten gemacht hat. Ich frage den mit Hut, ob ihn der Tabellenstand seines Vereins betrübe. Man sei Kummer gewohnt, sagt er und bestellt noch einen Whisky. Vielleicht ist es kein Zufall, dass die Plauderei allmählich in einen langen Monolog übergeht, den der Freund mit den Locken über den Josephsroman hält. Oder wenn es ein Zufall ist, dann ein schöner. Schließlich erzählt Thomas Mann von einem Streit unter Brüdern, der nur durch eine Reihe von Wundern am Anfang nicht tödlich und am Ende versöhnlich ausgeht.

Ich werde oft gebeten, von den Erfahrungen zu berichten, die ich nach der Veröffentlichung des Buchs *Mit Rechten reden* mit, nun ja, den Rechten gemacht habe. Weil auch diesem Text eine solche Bitte vorausging, war in ihm von Begegnungen mit AfD-Politikern und neurechten Publizisten die Rede. Ich hätte von vielen weiteren Begegnungen dieser Art berichten können, von zufälligen wie mit dem sogenannten Parteiphilosophen der AfD, auf den wir in einem Berliner Café stießen; von geplanten wie mit dem Vorsitzenden des Rechtsausschusses im Deutschen Bundestag, mit dem ich in Gera auf der Bühne gestritten habe; von nächtlichen Telefonaten und tagelangen Internetdiskussionen; von Spaziergängen und Mailwechseln. Über einige dieser Begegnungen hätte es durchaus noch etwas zu sagen gegeben, aber letztlich fügen sie sich doch alle in ein recht trübes Gesamtbild. Intellektuell kommt von rechts nichts, was der Rede wert wäre. Keine Idee, kein Problembewusstsein, keine Analyse. Keine Schärfe, weder im Schreiben noch im Auftreten. Nur das nebulöse Gerede von der Bedrohung des eigenen Volks, dessen Existenz so heiß empfunden wie lau benannt wird, und die strategische Absicht, den Diskurs zu kapern. Der Wille zur Krise.

Um erfolgreich zu sein, brauchen sie uns. Wir Nicht-Rechten sind es, die ihnen unfreiwillig zu Kontur verhelfen, weil wir sie andauernd schärfer machen, als sie sind. Statt sie in ihrer Unschärfe zu zeigen oder sie zu zwingen, die eigene Position zu schärfen, ersparen wir ihnen und uns viel zu oft diese Mühe, indem wir scharfe Grenzen gegen sie ziehen. Wir geben ihnen nicht die Hand. Wir reden nicht mit

ihnen. Wir lassen sie nicht in der Fußballmannschaft des Bundestags mitspielen. Wir schleißeln sie aus Cafés und Restaurants. Wir treten nicht in Buchhandlungen auf, in denen ihre Bücher stehen. Wir fordern ihren Ausschluss von der Buchmesse. Wir stören ihre Veranstaltungen. Wir überprüfen ihre Kontakte. Wir leuchten sie aus, bevor unsere Teleobjektive sie in den Fokus nehmen. Wir lesen ihre Gedanken. Wir nennen sie Nazis. Wir schreiben Texte über sie, die wie Geheimdienst dossiers klingen. Wir verhalten uns dann, wie es der Freund mit dem Hut mal treffend sagte, wie Hilfsverfassungsschützer. Ohne es zu merken, liefern wir damit der rechten Systemopposition den einzigen Grund ihres Zusammenhalts: das Phantasma vom Widerstand.

Wenn neurechte Intellektuelle und rechtspopulistische Politiker vom molekularen Bürgerkrieg reden, dann berufen sie sich auf Enzensberger. Zu Unrecht. Leute wie Kubitschek und der Kandidat von der AfD sprechen ja vom Bürgerkrieg, als wäre er eine Tatsache. Weil er das aber nicht ist, will diese entschlossene Minderheit, wenn nicht ich selbst, so doch unbedingt seinen Schein. Aber wie glaubhaft echt dieser Schein wirkt, das hängt eben auch davon ab, ob die zum Feind erklärte Mehrheit das Theater mitmacht. Bei Enzensberger ist es genau umgekehrt. Weil er die Unordnung, die in der Welt tatsächlich herrscht, geradezu schmerzhaft präzise beschreibt, kann er dem Begriff vom molekularen Bürgerkrieg seine Unschärfe lassen. Und das ist Absicht. Denn im Kontrast von klarer Beschreibung und diffussem Begriff wird dem Leser die Schwere vor Augen geführt, in der sich der Staatszustand immer befindet. Wir fühlen beim Lesen förmlich, wie leicht er kippen kann.

Mehr als die Politiksimulanten, die Bürgerkrieg spielen, und die Hilfsverfassungsschützer, die dazu die Kulissen schieben, interessieren mich daher inzwischen all jene, die Tag für Tag durch Kleinigkeiten helfen, das Schlimmste zu verhindern. Leute wie Herr Al-Saadi, der für sein neues Land viel mehr tat, als er versuchte. Oder wie der mit dem Lachen, dessen Versöhnlichkeit noch schwerer wiegt als seine Wut. Sie sind die Kippfiguren unserer Republik.

Per Leo, Jahrgang 1977, ist Historiker. Zusammen mit Maximilian Steinbeis und Daniel-Pascal Zorn erschien von ihm 2017 das viel diskutierte Buch »Mit Rechten reden« (Klett-Cotta)